

pische Spiele 2004, Gasleitungen) eine große Anzahl von Notgrabungen stattgefunden hat, bei denen neue Grabkontexte, neue Grabdenkmäler und auch einige neue Grabbezirke freigelegt wurden. Damit steht eine deutlich erweiterte Materialbasis mit gut dokumentierten Befunden und Kontexten für eine differenzierte Entwicklungsgeschichte der attischen Grabbezirke zur Verfügung. Ein Großteil dieser Funde ist von den Ausgräbern in griechischer Sprache publiziert worden, was den Zugang für die internationale Forschung erschwert (so M. Pologiorgi, *Arch. Deltion* 58–64, 2003–2009 Teil A, 143–210; O. Kakavojanni in: *Πρακτικά ΙΓ΄ Επιστημονικής Συνάντησης ΝΑ Αττικής* [Kalyvia 2010] 171–192; ders. / N. Petrochilos in: *Πρακτικά ΙΔ΄ Επιστημονικής Συνάντησης ΝΑ Αττικής* [Kalyvia 2013] 69–80). Dazu zählen die Veröffentlichungen von Olga Kakavojanni und Melpo Pologiorgi zu Neufunden der letzten Jahrzehnte vor allem aus dem östlichen Attika. So ein Peribolos in Pousi Ledi (Paiania), der an einer Wegkreuzung aufgestellt war und das einzige Vergleichsbeispiel für die Positionierung eines Grabmonuments auf einem viertelkreisförmigen Unterbau zum Grabdenkmal des Dexileos im Kerameikos ist (S. 215 \*\*\*Q19). Unter Leitung von Stella Chrysoulaki wurde durch Jannis Syropoulos eine klassische Nekropole in Moschato (Phaleron) freigelegt, in der sich ein neuer klassischer Peribolos befindet (<https://efadyat.wordpress.com>). Auch im Kerameikos von Athen wurden noch jüngst zwei bislang unbekannte Grabbezirke identifiziert: Der eine ist südlich der Heiligen Straße durch Horos-Inschriften nachgewiesen (J. Stroszek in: K. Sporn [Hrsg.], *Griechische Grabbezirke klassischer Zeit. Normen und Regionalismen. Kongr. Athen 2009* [München 2013] 7–27; 14–16; 24 Kat. 17; 18 Abb. 4; 8 a–c). Ein anderer wurde südlich der Gräberstraße bei Nachgrabungen 2013 festgestellt.

Durch solche Funde ist der Bestand gegenüber den bisher publizierten Katalogen von Grabbezirken in den vergangenen Jahren beträchtlich erweitert worden (vgl. R. S. J. Garland, *A First Catalogue of Attic Peribolos Tombs. Papers Brit. School Athens* 77, 1982, 125–176; J. Bergemann, *Demos und Thanatos* [München 1997]; W. E. Closterman, *The Self-representation of the Family* [1999]).

Aktualität erhält das Thema auch dadurch, dass sich seit Ian Morris' Studien von 1987 und 1992 eine intensive Diskussion um die Relevanz von Nekropolenfunden für die Rekonstruktion von Gesellschaftsformen und deren Wertesystem entwickelt hat (*Burial and Ancient Society* [Cambridge 1987]; *Death-Ritual and Social Structure in Classical Antiquity* [Cambridge 1992]). Dadurch rücken die Grabbezirke vom Gegenstand kunsthistorischer Betrachtungen geradezu in den Rang von Zeitzeugen auf. Im Besonderen die klassischen Grabdenkmäler und Grabbezirke Athens werden heute nicht selten als direkte Zeugnisse für die durch die athenische Demokratie bestimmte Gesellschaft bemüht (S. 133).

Spiegel dieser Entwicklung sind zwei fast gleichzeitig erschienene Dissertationen, die sich mit attischen

Jan Breder, **Attische Grabbezirke klassischer Zeit**. Philippika. Marburger altertumskundliche Abhandlungen, Band 60. Verlag Harrassowitz, Wiesbaden 2013. XII und 390 Seiten, darunter 107 Tafelseiten mit 275 Abbildungen, 2 Tabellen.

Die Thematik der Grabbezirke in Athen und Attika ist erneut stark ins Zentrum des archäologischen Interesses gerückt, da im Zuge der umfangreichen öffentlichen Bautätigkeit der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre in Athen und Attika (Metro Athen, Flughafen, Olym-

Grabbezirken befassen: Die hier rezensierte ist die gedruckte Version einer 2008 in Bonn abgeschlossenen Arbeit. Kurz zuvor erschien die Doktorarbeit von Daniela Marchiandi (*I periboli funerari nell'Attica classica. Lo specchio di una ›borghesia‹*. Stud. Arch. e Topogr. Atene e Attica 3 [Athen und Paestum 2012]). Sie fand in der hier vorliegenden Arbeit keine Berücksichtigung. In beiden Dissertationen wird schon im Titel der Anspruch auf eine umfassende Neubehandlung des Themas formuliert, jedoch sind die Schwerpunkte der beiden Arbeiten ganz verschieden: Bei Marchiandi liegt der Hauptakzent auf der Analyse der antiken Gesellschaft, die solche Grabbezirke errichten ließ. Dies wird unter anderem an dem überaus sorgfältig zusammengestellten Katalog der Grabbezirke deutlich, in dem – von wenigen Ausnahmen abgesehen – alle derzeit erreichbaren prosopographischen Informationen zu den Grabinhabern und ihrer gesellschaftlichen Stellung erschlossen sind (vgl. ergänzend J. Stroszeck, *Der Kerameikos in Athen* [Möhnesee 2014] 216 Nr. 49 [Familie der Samakion im Kerameikos]).

Bei Breder liegt der Schwerpunkt dagegen auf der Architektur der Grabbezirke und »der charakteristischen Gestalt der spätclassischen Grabbezirke«, dem Herausarbeiten »zeitspezifischer Merkmale« und der Erschließung der »spezifischen Form der Bestattungs- und Gedächtnisriten« (S. 2). Der Autor strebt damit den Nachweis an, dass Architektur und Skulpturenausstattung der Grabbezirke Heiligtümern und ihrer Ausstattung angeglichen sind (S. 33; 131; 134) und dass auch der Grabkult Elemente der religiösen Praxis des Heroen- und Götterkultes aufweist.

In der Einleitung (S. 1–5) definiert der Verfasser den Gegenstand seiner Untersuchung: Als chronologischen Rahmen nennt er die etwa einhundert bis einhundertzwanzig Jahre von 430/20 bis 317/307 v. Chr., also die Zeit vom ersten Auftreten klassischer Grabskulpturen in Athen bis zum Verbot dieser Denkmäler durch das Grabluxusgesetz des Demetrios von Phaleron. Als kennzeichnende Elemente für einen Grabbezirk werden genannt: »private Grabstätten [...], die sich durch besonderen Aufwand und bestimmte konstitutive Merkmale von anderen Formen der Grabgestaltung unterscheiden. Zu diesen Merkmalen zählen: (1) Eine architektonische Fassung in Form einer Werksteinmauer auf mindestens einer Seite, (2) Gräber, die durch aufwendige Leichenbehälter wie Sarkophage oder reiche Beigaben als überdurchschnittlich anzusehen sind, sowie (3) die Ausstattung mit steinernen Einzelmonumenten wie Grabstelen oder Marmorgefäßen« (S. 1). Als weiteres »konstitutives Grundrisselement« wird »vor allem die zu einer Front gestaltete Hauptseite« genannt (S. 43).

Einführend behandelt Breder die Entwicklung repräsentativer Grabanlagen in Attika vor der klassischen Zeit (S. 6–22), um »Konstanten« herauszufiltern, die auch in klassischen Grabbezirken zu finden sind. Diese Konstanten sind erstens die bevorzugte Lage von Gräbern entlang der Verkehrswege (S. 19), die eine Hinwendung der Gräber zum Diesseits (S. 22) bezeugen (das heißt,

die Gräber wenden sich schon von ihrer Lage her an Passanten), zweitens das Vorherrschen von Einzelgräbern mit Grabhügeln, teilweise aufwendig gebaut und oberirdisch zusätzlich gekennzeichnet, drittens die Entwicklung von Lehmziegelgrabbauten mit Dach, viertens die Gruppierung von Einzelgräbern zu »Clustern«, nach Breder ein Hinweis auf familiäre Bezüge zwischen den Toten, fünftens die vereinzelt nachweisbare oberirdische Kennzeichnung mehrerer Einzelgräber durch eine gemeinsame Einfassung und sechstens die Entwicklung von Grabdenkmälern vom Tongefäß zur Kennzeichnung mit einfachen Stelen bis hin zur Aufstellung repräsentativer marmorner Stücke.

In diesem Rahmen wird das abwechselnde Vorherrschen von Brand- beziehungsweise Körperbestattung zu verschiedenen Zeiten konstatiert (S. 21), jedoch als Phänomen nicht näher analysiert, obwohl die Wahl der einen oder der anderen Bestattungsart in der klassischen Nekropole unter Umständen als bewusster Rückgriff auf die älteren Vorbilder von Bedeutung sein kann.

In der Auswahl der Grabbeigaben stellt der Verfasser eine Konstante in der überwiegenden Niederlegung von Ölgefäßen und Objekten zur Körperpflege (S. 21 f.) fest. Die Entwicklung der Opferbräuche am Grab, die seit der spätgeometrischen Zeit bei einzelnen Bestattungen in sehr aufwendigen »Opferrinnen« kulminiert, breche um 430/420 v. Chr. ab, das heißt mit der ersten Herausbildung von klassischen Grabbezirken. Neu eingeführt wird dabei die oberirdische Abgrenzung der Anlagen durch einfassende Mauern. Sie sind dadurch als geschlossene Einheit wahrnehmbar. Die Kennzeichnung des einzelnen Grabes ist dadurch »überflüssig« geworden, die Grabdenkmäler werden folglich an die Frontmauer des Bezirks versetzt. Gleichzeitig avanciert die Körperbestattung in Steinsarkophagen zur »hochwertigen Leitform« in der attischen Bestattungskultur. Die Funktion und der Umfang der Grabbeigaben aber bleiben »im Wesentlichen unverändert«. (Zum Grabtumulus an der Piräusstraße, S. 25 Abb. 17 ergänze G. Kavvadias / A. Lagia in: J. H. Oakley / O. Palagia (Hrsg.), *Athenian Potters and Painters II* [Oxford 2009] 73–89).

Es folgt ein Kapitel zu Darstellungen von Grabanlagen, von Handlungen während der Bestattungszereemonie und von der Pflege des Grabes in der attischen Vasenmalerei (S. 23–31), das Aufschlüsse über den »für bildwürdig befundenen Teil des klassischen Grabritus« geben soll. Behandelt werden vor allem die fehlenden Grabdenkmäler in der frühklassischen Zeit und das Aufkommen weißgrundiger Lekythen im Grabkontext. Die Szenen mit Grabdenkmälern auf weißgrundigen Lekythen liest der Verfasser als »im Sinne der Darstellungskonvention verdichtete« Bildinhalte, weshalb sie auch nicht tatsächlich vorhandene Grabdenkmäler realistisch abbilden. Allerdings ist damit noch keine Erklärung für die Diskrepanzen zwischen der archäologisch nachgewiesenen Realität und der abweichenden Darstellung auf den Lekythen gegeben. Zum Beispiel sind Lehmziegelbauten aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert im Kerameikos mehrfach nachgewiesen, auf weißgrun-

digen Lekythen sind sie jedoch nicht abgebildet. Auch die Beobachtung, dass auf den Lekythen Grabstelen nie mit Rosettenschmuck dargestellt sind, welcher sich auf vielen erhaltenen Namensstelen der folgenden Zeit jedoch findet, bleibt ohne Erklärungsansatz im Raum stehen. Kann dies in Zusammenhang damit stehen, dass diese Rosetten auch beim festlichen Schmuck sakraler Bauten eine Rolle spielen, wie der Autor weiter unten (S. 131) wahrscheinlich macht? Im Abschnitt zu den sogenannten Grabpflegeszenen auf attischen Lekythen werden Darstellungen von Hinterbliebenen besprochen, die mit verschiedenen Gegenständen an Grabdenkmälern gezeigt sind: mit Opferkörben, Tännien (d. h. Opferbinden, dem wichtigsten Schmuck und Zeichen anhaltender Fürsorge), Kränzen, Zweigen, Obst, Kuchen, Lekythen, Alabastra, gelegentlich mit einer Kylix oder auch mit einer Lyra. In der Literatur überlieferte Riten am Grab sind die Salbung und die Spende von Honig (S. 82), die jedoch nicht dargestellt werden. Selten sind Personen am Grab in Aktion gezeigt, so bei der Klage (durch Trauergersten) oder beim Schmücken der Grabdenkmäler mit Tännien oder beim Verrichten von Trankspenden, etwa aus einer Phiale. Breder verweist zu Recht darauf, dass mit solchen Bildern immer eine positive Aussage verbunden ist, also die Erfüllung von Konventionen gezeigt wird (anders S. Schmidt, *Rhetorische Bilder auf attischen Vasen* [Berlin 2005] 45f.).

Eine vom Autor nicht thematisierte Analyse der in diesem Zusammenhang dargestellten Personen könnte ebenfalls Ergebnisse bringen, denn es sind meist Frauen dargestellt, zu deren Aufgaben nach den Schriftquellen die Grabpflege gehörte. Diese Ergänzung wäre auch vor dem Hintergrund von Bedeutung, dass der Autor die Bilder weißgrundiger Lekythen als »Darstellungen vorbildlicher Durchführung der Nomizomena« (S. 31) versteht.

Das nächste Kapitel ist der Architektur der Grabbezirke gewidmet (S. 32–66). Breder analysiert hier die Grundrisse und die Konstruktionsweise der Mauern. Wie auch sonst in der Arbeit, legt er dabei den Schwerpunkt auf die gut erforschten Nekropolen im Kerameikos und in Rhamnous. Er unterscheidet zunächst Grabbezirke mit rechteckigem von den viel seltener bezugten mit kreisförmigem Grundriss. Die Begrenzung rechteckiger Grabbezirke erfolgte zumeist durch gebaute Mauern, sie konnte aber auch allein durch Bepflanzung oder durch Horos-Inschriften stattfinden oder eine Kombination der verschiedenen Möglichkeiten beinhalten. Die zum Weg hin ausgerichtete Front ist meist durch eine massive Quadermauer hervorgehoben, während die Seiten und die Rückseite oft mit Bruchsteinen oder Lehmziegeln befestigt waren, nur durch Horoi gekennzeichnet und oft nur angedeutet sind. Zugänge befinden sich stets auf den Nebenseiten oder an der Rückseite. Bei der Behandlung der Beispiele mit kreisförmigem Grundriss (S. 35–37) wird die hier zugrunde liegende Tumulusform zu wenig diskutiert (s. jetzt O. Henry / U. Kelp [Hrsg.], *Tumulus as Sema. Topoi 27* [Berlin 2016]). Sowohl beim Beispiel im Ke-

rameikos (A 25) als auch bei dem monumentalen Grabbau an der Südküste von Salamis (Z 8) erfolgte trotz der runden Form eine Fassadengestaltung dadurch, dass die Grabmallsbasis sich an der zum Weg hin ausgerichteten Seite befindet, während der Zugang gegenüber an der ›Rückseite‹ liegt. Die Mauern der Grabbezirke beider Formen waren entweder als freistehende Mauern ein- oder zweischalig gebaut, das heißt, sie schlossen einen Innenraum ein. Bei einer zweiten Gruppe hat die Fassadenmauer eine Innenschale aus Bruchsteinen (S. 41 M 3 und M 6), während bei einer dritten die Frontmauer mit einer Stein- oder Erddruckung hinterfüllt ist (S. 42 Y 1), das heißt, diese Mauern waren nicht freistehend konzipiert, sie hatten vielmehr die Funktion von Stützmauern. Meist bestehen die Mauern aus rechteckigen Quadern, nur insgesamt zehn attische Grabbezirke sind aus polygonal geschnittenen Blöcken gebaut (S. 48, z. B. A 4, A 21, T 5 und U 1).

In der Regel lässt sich eine dreiteilige Gliederung der Mauern in Ausgleichsschicht (Euthnyterie), aufgehende Wandfläche in Quadertechnik mit vorspringender Sockelzone und wiederum vorspringender Mauerkrone (Geison) beobachten (S. 47), die Parallelen in der privaten und öffentlichen Architektur hat.

Andere mögliche Vorbilder für die Bauweise erwähnt der Verfasser nicht, nämlich die in Athen häufig anzutreffenden Stützmauern und Randbefestigungen von Straßen und Wegen. Nach meiner Meinung wären dies naheliegende Vorbilder für Mauern mit Erdhinterfüllung, da die Frontmauern der Grabbezirke oft unmittelbar an der Straße liegen, und zum Teil genau diese Funktion übernehmen.

Als Ergebnis hält der Autor fest, dass die ersten Grabbezirke in Attika einen neuen Typus darstellen, welcher sich formal nicht auf ältere Beispiele zurückführen lässt (S. 55). Vorbilder haben stattdessen die gut vergleichbaren Analemmata und Temenosmauern attischer Heiligtümer abgegeben, deren Analyse die folgenden Seiten gewidmet sind (S. 56–66). Der Nachweis dieser »Anleihe im Sakralkult (S. 66)« ist das hauptsächliche Anliegen der Arbeit.

Das fünfte Kapitel behandelt den Innenraum attischer Grabbezirke (S. 67–118), dessen Struktur »weitreichende Auswirkungen auf die Rekonstruktion der praktischen Nutzung dieser Grabstätten« hat (S. 67). Breder untersucht hier die Frage, ob überhaupt die Grabbezirke im Inneren verfüllt waren und wie hoch. Er will so klären, wie sichtbar für andere die Handlungen dort vorgenommen wurden. Dazu muss man zunächst den Unterschied zwischen freistehenden, gemauerten Anlagen (so in Helleniko R 1 und in Salamis Z 8) und solchen betonen, die in einer Reihe an einem Hang errichtet wurden, wie die Grabbezirke auf der Südseite der Gräberstraße im Kerameikos und jene beiderseits der Straße in Rhamnous, denn es ist eindeutig, dass letztere unabhängig von der Bautechnik der Frontmauer keine freistehenden Bauten, sondern mit Erde hinterfüllte Terrassen waren, deren Füllung das Gefälle des Hanges ausgleicht, der vom Straßenrand an steil ansteigt.

Der Verfasser unterscheidet hier zwischen »Prozessen, die zum gleichen Ergebnis führen können«, weil er meint, dass wenn »eine hohe Erdfüllung bereits durch die Geländeform oder eine vorherige Nutzung vorgegeben war«, dies »bei der Interpretation den Grabbezirken nicht als beabsichtigte Eigenschaft zugerechnet werden darf (S. 68)«. Kommt es also nicht auf die Tatsache und ihre Auswirkung an, sondern auf eine uns heute nicht mehr bekannte Absicht? Hier drängt sich mir der Eindruck auf, dass die Frage eines tieferliegenden Innenraums der Grabbezirke nicht objektiv, sondern aufgrund der im vorherigen Kapitel erschlossenen Parallelen zu Heiligtumstemeni untersucht wird.

Für die Höhe der Innenverfüllung der Grabbezirke führt der Autor vor allem drei Indizien an:

Erstens die Größe der Stelenfundamente im Inneren (S. 84–92). Die Stelenfundamente der ersten Nutzungsphase der Grabbezirke können in manchen Fällen bis auf den Mauerfuß der Frontmauer hinabreichen, in anderen Fällen sind die Grabdenkmäler flacher fundamentierte. Daraus lässt sich aber keine chronologische Abfolge herleiten. Breder stellt die Regel auf, nach der sich die Grabdenkmäler attischer Grabbezirke mit einer Ausnahme (Bezirk Q 19 in Pousi Ledi, S. 90) immer unmittelbar hinter der Frontmauer befinden. Die Stelle der Gräber selbst sei also nicht mit einem Denkmal gekennzeichnet worden. Dabei unterschlägt er, dass gerade die Denkmäler der frühen Grabbezirke im Kerameikos, wie des Koroibos-Bezirks, nicht an der Front, sondern abgerückt von der Frontmauer mitten im Grabbezirk und über den Gräbern stehen. Die Verlegung der Denkmäler an die Front der Grabbezirke scheint daher eher eine Phase der Entwicklung zu kennzeichnen, nicht eine von Anfang an eingehaltene Norm. Die Fundamente der Grabdenkmäler, die sich direkt hinter der Frontmauer befinden, sind nach der Vorstellung des Verfassers nicht von Erde bedeckt, sondern in manchen Fällen mehrere Quaderlagen hoch von der Rückseite her offen zu sehen gewesen. Das habe auch den Effekt, dass man die Grabdenkmäler, an denen nach der Aussage der Darstellungen Kulthandlungen vorgenommen wurden, gar nicht hätte erreichen können. Bei tiefliegenden Innenräumen (die Breder für die meisten annimmt) habe man außerdem Stufen oder Treppen zu erwarten, die in das Innere der Grabbezirke führten. Solche sind jedoch in keinem einzigen Fall nachgewiesen. Auch gibt es keine Darstellungen des Grabkultes, in denen Leitern eine Rolle spielen. Bei der folgenden Analyse einzelner Periboloi ist vor allem auffällig, dass der Verfasser nicht systematisch absolute Höhenangaben für die – in diesen Fragen maßgebliche – Oberkante der Sarkophage im Verhältnis zu den umgebenden Laufhorizonten ermittelt hat, was in einer Tabelle leicht möglich wäre. Bei dem runden Grabbau auf Salamis, wo das Gehniveau durch die Schwelle des Tordurchganges feststeht, liegt nach meiner eigenen Anschauung die Oberkante der Sarkophage erheblich tiefer als die Türschwelle. Außerdem ist die Aussage der Ausgräberin ernst zu nehmen, dass im Inneren des Rundbaues ein flacher Hügel an-

geschüttet war (S. 72). Im Falle des Koroibos-Bezirks meint der Autor ohne Angabe von Belegen, dass »auch nach Fertigstellung der Fassade der Innenraum nicht intentionell verfüllt oder auch nur teilweise angeschüttet wurde« (S. 83), was sich nach meiner Meinung nicht mit der Position der Grabdenkmäler in einigem Abstand nördlich der Fassade in Einklang bringen lässt.

Weiterführen würde in dieser Frage eine Untersuchung nicht zur Gesamttiefe der Grabgruben (S. 68), sondern zur normalerweise vorhandenen Höhe der Erdauffüllung über der Oberkante der Sarkophage, weil der Gehhorizont jeweils erst über dieser Erdauffüllung liegen kann. Die Höhe der Füllung ist abhängig von der Bodenbeschaffenheit, sie kann nach Zeit und Ort variieren. Innerhalb einer kleinräumigen Nekropole und eines bestimmten Zeitraums gehört die Höhe der Erdauffüllung über einem Grab zu einem Regelwerk, von dem man nur selten abweicht. Es sei angefügt, dass diese Höhe im Kerameikos in der Regel einen bis knapp anderthalb Meter beträgt. Als Fallbeispiel wählt der Verfasser den von ihm nicht abgebildeten Herakleotenbezirk im Kerameikos (A 2) aus, der 1909 von Alfred Brueckner ausgegraben wurde; die anthropologische Auswertung erfolgte durch Marinos Gerulanos, s. A. Struck, Arch. Ephem. 1910, 95–148; vgl. Stroszeck, Kerameikos a. a. O. 191 Abb. 39.2). Die Auswertung des Befundes stößt auf eine Reihe von Schwierigkeiten: Schon die Zuweisung der Gräber an die in den Inschriften genannten Personen ist hypothetisch bis auf Korallion, da sie die einzige nachweisbare Frau ist. Auch ob die beiden Brandbestattungen 7 und 8 Sklavengräber darstellen, ist nicht nur fraglich, sondern sogar angesichts der beigegebenen Alabastra ganz unwahrscheinlich.

Der Beobachtung, dass sich die Gräber aus der Gründungszeit der Bezirke meist auf der Höhe des Mauerfußes der betreffenden Grabterrasse befinden (S. 82), könnte eine Überlegung angeschlossen werden, wie sich der zeitliche Ablauf zwischen dem Begräbnis und dem Bau der Grabbezirksmauern gestaltete. In welchem Abstand zur ersten Bestattung wird der Grabbezirk gebaut? Zu Lebzeiten des Gründers, das heißt vor einer ersten Bestattung oder erst beim Tode eines Familienangehörigen, also nach einer ersten Beisetzung? Und wie lange nach dem Begräbnis werden die Grabdenkmäler aufgestellt? In jedem Fall erfolgte die tiefe oder weniger tiefe Fundamentierung der Grabdenkmäler unter Berücksichtigung vieler Faktoren. Direkte Hinweise auf Gehniveaus im Inneren eines Grabbaues ergeben sich daraus jedoch nicht.

Zweitens wertet Breder die Existenz von Opfergruben als Hinweis auf ein antikes Gehniveau innerhalb eines Grabbezirks (S. 92–95). Diese Opferstellen messen meist ungefähr 50 auf 120 Zentimeter in der Fläche, sie sind von einem Gehniveau aus etwa zehn bis dreißig Zentimeter tief in die Erde eingesenkt (S. 96). Solche Opferstellen sind in verhältnismäßig wenigen Grabbezirken bezeugt. Angelegt wurden sie jeweils bei einem gemeinsamen Speise- und Trankopfer, das wahrscheinlich einige Zeit nach der Bestattung stattgefunden

hat. Die beim Opfer verwendeten Gefäße sind meist zusammen mit den Speiseresten in der Grube verbrannt worden. Auch hier vermisst man eine Tabelle, in der Gelniveaus der betreffenden Grabbezirke im Verhältnis zu den Höhenquoten der Opfergruben übersichtlich dargestellt wären.

Das dritte Indiz, die Frage nach der Zugänglichkeit der Grabbezirke hätte man am Anfang dieses Abschnitts erwartet, da die Wege, von denen aus die Gräber zugänglich waren, eindeutig ein Gelniveau angeben, das irgendwie in Verbindung zum Niveau innerhalb der Bauten gestanden haben muss. Der Verfasser behandelt diese zentrale Frage nicht in einem eigenen Kapitel, in dem alle Anlagen systematisch daraufhin befragt werden, sondern beiläufig (S. 97).

Abschließend wird festgehalten, dass die Mehrzahl der Grabbezirke innen nicht oder nur geringfügig verfüllt gewesen seien (S. 136), somit Innenräume oder Hofanlagen gebildet hätten, die gar nicht einzusehen waren. Daneben habe es auch terrassenartig angelegte und verfüllte Anlagen (S. 137) gegeben. Die Umfassungsmauern entsprächen den Periboloi oder Analemata bei Heiligtümern, sie schafften somit eine sakrale Atmosphäre für den Totenkult (S. 137). Der Vollzug der Grabriten sei also »nur noch begrenzt geeignet« gewesen, »als repräsentativer, religiöser Akt das Ansehen der Oikoi zu steigern« (S. 99).

Das sechste Kapitel (S. 100–118) behandelt als »materielle Zeugnisse von Bestattungen und Grabsitten in attischen Grabbezirken« Gräber, Grabbeigaben und Opferstellen. Der Autor wertet sie als »unmittelbare Zeugnisse des antiken Totenrituals an der Grabstätte« (S. 100). In der Analyse beschränkt er sich auf eine Auswahl von Kontexten der Kerameikosgrabung, die er in zwei Anhängen zusammengestellt hat: Anhang II (S. 149–162) enthält Grabinventare aus Grabbezirken und Anhang III (S. 163–170) Funde aus Opferstellen in Grabbezirken. Der Verfasser bezieht sich im Text (S. 101 Anm. 609; S. 102 Anm. 614; S. 103 usw.) immer wieder auf einen Anhang I, der in der gedruckten Arbeit jedoch (S. 141–147) den Baumaterialien und nicht Gräbern gewidmet ist. Der mehrfach erwähnte Anhang ist dem Leser also nicht verfügbar. Die Gesamtzahl der untersuchten Gräber wird auf Seite 101 in Anm. 609 angegeben: 144, davon sind 121 Körperbestattungen und 23 (S. 101 »27«) Brandbeisetzungen. Das Fehlen von Anhang I, der dieses Kapitel begleiten müsste, gehört zu den größeren redaktionellen Schwächen der Arbeit. So kann der Leser weder die allgemein gehaltenen Beobachtungen zu Brand- und Körperbestattungen und den Grabformen noch die interessanten Beobachtungen zum häufigeren Vorkommen von Steinsarkophagen in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts und deren Verschwinden nach dem Grabluxusgesetz des Demetrios von Phaleron 307 v. Chr. (S. 102) am Beispiel nachvollziehen. Man vermisst in diesem Abschnitt eine einführende Aussage zum Stand der anthropologischen Bestimmung der Skelette, die als Grundlage für jede Interpretation der Gräber von Bedeutung ist.

Im Abschnitt zu Grabbeigaben (S. 103) wird zunächst eingeschränkt, dass sich organische Beigaben (Leder, Textilien, Holz) in der Regel nicht erhalten hätten (zu den bedeutenden Stoffresten aus dem Bronzekessel aus Grab Kerameikos 7 [1999] Nr. 264 vgl. jetzt Chr. Margariti / V. Orphanou / St. Protopappas, *Journal Arch. Scien.* 38 [3], 2011, 522–527). Die Existenz eines Leichentuches kann auch aus den häufig mitgefundenen Nadeln geschlossen werden, die beim Fennähen des Leichnams verwendet wurden und in der Regel im Grab verblieben (anders irrig S. 103). Die Ledersandalen aus Grab Nr. 44 an der Eckterrasse werden nur erwähnt (S. 107 Anm. 648). Es folgt (S. 106–108) ein Einschub zu Gräbern »attischer Art« im ägyptischen Abusir, die aufgrund der besseren Bedingungen für die Erhaltung von organischen Materialien zum Vergleich herangezogen werden. Als in Athen in Gräbern nicht bezeugte Beigaben sind hier neben Schwämmen und Lederbeuteln vor allem Stöcke aus Holz zu nennen. Der Autor interpretiert sie als βάρποι, also Stecken, auf die sich alte oder kranke Männer gestützt haben und die mehrfach in Darstellungen aus dem klassischen Athen überliefert sind.

Breder kommt zum Schluss, dass die Position der Beigaben keine Schlüsse über die Art des Beigaberituals zulässt und dass es für die Position der Beigaben im Grab »kein festes Muster gegeben« hat (S. 104). Für eine differenziertere Sichtweise wäre eine gründliche und umfassendere Untersuchung der verschiedenen Möglichkeiten der Beigabendeponierung im Grab notwendig gewesen, die den Rahmen der Arbeit wohl gesprengt hätte. Bestimmte Muster kann man nämlich erkennen, zum Beispiel in der parallelen Positionierung von Lekythen beiderseits des Körpers beim Grab des Eupheros (Stroszeck, *Kerameikos a. a. O.* 202 Abb. 1). Das Beispiel zeigt die repräsentative Rolle der Lekythen während der Aufbahrung des Leichnams. Zur Auswahl der Beigaben kommt der Verfasser über die bloße Aufzählung und eine Charakterisierung als männlich oder weiblich (S. 106) – mit Ausnahme von ansatzweise vorgebrachten Überlegungen zur Funktion von Ölgefäßen (S. 105) – nicht hinaus. Salbgefäßen räumt er einen Platz in den »schriftlich überlieferten Riten der Waschung und Salbung des Verstorbenen« ein. Er fasst zusammen (S. 110), dass die meisten regelmäßig vorkommenden Beigaben »aus dem Bereich der Körperpflege im Kontext von Sport- und Badekultur« stammen. Grabbeigaben seien nicht individuell für den einzelnen Toten ausgewählt worden, sondern sie folgten einer »allgemeinen Konvention« (S. 110), auch wenn es sich um persönliche Gegenstände aus dem Besitz der Toten handle (S. 111). Der Autor betont, dass die meisten Beigaben auch auf Grabreliefs im Bild dargestellt sind. Er folgert daraus, dass Beigabensitten sowie die Auswahl der in der Grabkunst dargestellten Gegenstände von ähnlichen Kriterien bestimmt würden.

Insgesamt dreiunddreißig Opferstellen werden analysiert, sie sind ein »exklusives Phänomen« (S. 114). Die einfache Keramik aus diesen Opferstellen ist meist aus weich gebranntem Terrakottenton hergestellt. Abgese-

hen von Kochgeschirr (Lopas und Chytra) und größeren Opfertellern mit Schlaufenhenkeln finden sich darunter vor allem kleine Schälchen, einige wenige Trinkgefäße (Schalen, Skyphoi, Kantharoi, dazu gehören aber nicht Oinochen, irrig S. 115 mit Verweis auf Abb. 159), Deckelgefäße, aber auch Salbgefäße sowie größere bemalte Gefäße mit Symbolcharakter (Lebes gamikos, Hydria). Die zusammen mit dieser Keramik gefundenen Tierknochen belegen eindeutig, dass hier jeweils ein Ritual vollzogen wurde, in dem von einer größeren oder kleineren Anzahl von Teilnehmern Speise- und Trankspenden dargebracht wurden; vielleicht nahmen die Teilnehmer auch in »symbolischen Portionen« am Opfermahl teil. Abschließend hat man die verwendete Keramik zusammen mit den Resten der Mahlzeit am Ort verbrannt. Die vereinzelt auftretenden Trinkgefäße wertet Breder als Hinweis darauf, dass das Trankopfer allein den Toten vorbehalten gewesen sei (S. 116). An verschiedenen Stellen vermutet er, dass Opferrinnen im Kerameikos nur bis 420 v. Chr. bezeugt seien (z. B. S. 116; 118). Die Sitte ist jedoch bis in die zweite Hälfte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts fortgeführt worden, ebenso wie die Opfer in Opfergruben. Opferhandlungen am Grab stehen in Zusammenhang mit den schriftlich überlieferten Gedenkfeiern am dritten, neunten und dreißigsten Tag nach der Bestattung oder auch mit jährlichen Zeremonien.

Ein abschließendes siebtes Kapitel ist der Ausstattung attischer Grabbezirke mit Monumenten gewidmet (S. 119–135). In diesem Abschnitt stehen Analysen allgemeineren Charakters, zur Verwendung spezifischer Monumente für Verstorbene in unterschiedlichen Lebenslagen (S. 119–121), zur Traditionsgebundenheit der Grabdenkmäler (S. 122), zu sakralisierenden Elementen an Grabstelen (S. 130–132) und zu Entwicklungen (S. 132 f.) neben der Analyse einzelner Gattungen von Monumenten (Marmorlekythen S. 122–124; Marmorloutrophoren S. 125–126; Greifenkessel S. 126–130). Grabdenkmäler sind in ihrer Erstverwendung spezifisch auf eine konkrete Person oder Situation bezogen. Anthemienstelen mit Rosetten (»Namenstelen«) sind mit den Namen der Oikos-Vorstände versehen. Grablekythen und Bildfeldstelen zeigen oft Erwachsene in fortgeschrittenem Alter, während Loutrophoren auf ehelose Verstorbene hinweisen. Rundplastische Grabdenkmäler (Löwen, Spbingen, Sirenen, Hunde und Stiere) greifen auf archaische Tradition zurück. Grabreliefs mit Giebelbekrönung, die am häufigsten dokumentierte klassische Grabdenkmalsform, finden Erwähnung (S. 130 f.), denn durch diese Gattung wird erstmals der architektonische Rahmen als repräsentatives Element in den Grabdenkmalsbestand eingeführt, die mehrheitliche Aufstellung für »jüngere Menschen beiderlei Geschlechts« wird betont (S. 133).

Marmorne Grabgefäße (neben den genannten auch Panathenäische Preisamphoren und Kratere, S. 122) greifen auf die Tradition der geometrischen Tongefäße als Grabdenkmal zurück. Lekythen, im Besonderen weißgrundige, nehmen im Verlauf des fünften Jahr-

hunderts zunehmend Symbolcharakter an. Die Tongefäße erreichen gegen 430 v. Chr. monumentale Größe (S. 123), gleichzeitig setzen marmorne Lekythen als Grabdenkmäler ein, die dauerhaft vorbildliche Totenfürsorge symbolisieren (S. 124). Loutrophoren wiederum sind von Anfang an reine Zeremonialgefäße, die wegen ihrer Bedeutung als Hochzeitsattribut auf ehelose Verstorbene hinweisen. Im Lauf der Zeit allerdings erweitert und spezifiziert sich diese Bedeutung dadurch, dass Loutrophoren auch im staatlichen Totenkult für Gefallene aufgestellt werden, hin zum »Symbol für die Arete der Toten« und für die »Klage über den als vorzeitig empfundenen Tod« (S. 126). Marmorne Greifenkessel schließlich sind ein Rückgriff auf die bronzenen Vorbilder, die in ehrwürdigen Heiligtümern wie Olympia aufgestellt waren, sowie auf die als Grabdenkmal aufgestellten tönernen Greifenkessel, die man in archaischer Zeit auch auf Gräbern im Kerameikos errichtet hatte (S. 129). Sie betonen den sakralen Charakter einer Grabanlage ebenso wie die im Grab- und im Heiligtumskult verbreitete Schmückung mit Tänen. Zu festlichem Schmuck mit sakralem Charakter zählt der Autor schließlich auch die Rosetten der Anthemienstelen (S. 131 f.).

Das Einsetzen der monumentalen Grabbezirke um 430 v. Chr. wird abschließend überraschend und zusammenhanglos als Praxis der »Entsühnung für die Missachtung der Grabsitten im Angesicht der Seuche« von 430/429 erklärt (S. 140). Die Architektur der Periboloi, die Grabdenkmäler und die Riten selbst rufen Elemente des Kultes in Heiligtümern auf. Im Laufe der Zeit werden mehr und mehr dauerhafte Symbole für den Vollzug der Grabriten in die Ausstattung der Grabbezirke aufgenommen (S. 139).

Dem Text folgen drei Anhänge, von denen II und III oben bereits behandelt wurden. Anhang I (S. 141–147) gilt Baumaterialien und ihrer Verwendung im klassischen Attika: der sogenannte Burgkalk, ein Kalkstein, der an den Hängen der Akropolis, des Areopag und der Pnyx gebrochen wurde, fand in den Grabfassaden des Potamierbezirks und des Lysimachides Anwendung (S. 140 A 4 und A 21). Der witterungsbeständige sogenannte Piräuskalk (ab S. 141 f. durchgängig mit dem luftdurchlässigen und nicht witterungsbeständigen, vor allem in archaischer Zeit für Denkmäler verwendeten Poros verwechselt) wurde vor allem in der Festungsarchitektur und für die Basen von Grabdenkmälern verwendet. Der rote Konglomeratstein oder Nagelfluh (S. 142; 146) steht an den Hügeln im Westen von Athen an. Dieses Material wurde – immer als rechteckige Quader – in der Festungsarchitektur beim Bau des Proteichisma sowie als unterirdisches Fundament von Grabstelen und – unter Verputz – auch für die Mauern von Grabfassaden verwendet (A 1). In der Hierarchie der Materialien rangiert ganz oben der Marmor (S. 143): der gelbliche pentelische, aus dem fast alle klassischen Grabdenkmäler bestehen, und der bläuliche vom Hymettos, der für die meisten hellenistischen Grabdenkmäler verwendet wurde. Nachfolgend werden lokale Baumate-

rialien in Rhamnous (S. 144) und in Sounion (S. 144f.) besprochen.

Drei Kataloge beschließen den Band.

Die Nummerierung von attischen Grabbezirken wurde von verschiedenen Autoren (Garland, Peribolos Tombs a. a. O.; Bergemann, Demos a. a. O.; Closterman, Self-representation a. a. O.; Marchiandi, Periboli a. a. O.) und nun erneut durch den Verfasser vorgenommen. Für die Grabbezirke im Kerameikos gibt es außerdem bereits die Nummerierung durch Brueckner (Der Friedhof am Eridanos bei der Hagia Triada zu Athen [Berlin 1909], mit römischen Zahlen) und Ursula Knigge (Der Kerameikos von Athen. Führung durch Ausgrabungen und Geschichte [Athen 1988], noch eine neue Zählung nach topographischen Kriterien findet sich bei Stroszeck, Kerameikos a. a. O.). Breder übernimmt im Grunde die Nummerierung von Garland, schließt jedoch einen Teil der Grabbezirke früherer Kataloge aus und nimmt dagegen (S. 171) fünfzehn neue Bezirke auf. Mit einem Stern versehene Nummern sind dem Garlandischen Katalog durch Bergemann hinzugefügt worden, mit zwei Sternen bei Closterman neu aufgeführte und mit drei Sternen die vom Autor neu aufgenommenen Einträge. Das verwendete Nummerierungssystem ist wenig benutzerfreundlich: Der Verfasser führt beispielsweise im Kerameikos erst – nach Straßen geordnet – einige Beispiele an, dann aber wird das Zahlen-Nummern-System durchbrochen: Auf die Katalognummer \*A 23 folgt nicht \*A 24, sondern B 1 (S. 186), die Nummer A 25 findet man erst später (S. 190 f.).

In Katalog I (S. 171–226) sind so 134 attische Grabbezirke klassischer Zeit zusammengestellt (auf S. 171 werden nur 128 gezählt). Die Katalogeinträge sind in sich gut aufgebaut. Abgesehen von Grabbezirken sind auch Tumuli aufgenommen, was man nach dem Titel nicht sofort vermutet (der Tumulus der Eukoline S. 186 A 23 Abb. 5). In der Beschreibung der Befunde findet man anstelle einer nachvollziehbaren Argumentation mit der Diskussion des Bestandes und der Deutung früherer Bearbeiter immer wieder inhaltslose Formulierungen (S. 193 bei C 31 »ist sicher nicht zutreffend [...] deren eigene Argumentation indes nicht überzeugt«). Der Leser wüsste gerne, welche Argumente hier abgelehnt werden oder aus welchen Gründen zugestimmt wird.

Beim Eintrag zu den Lakedaimoniergräbern im Kerameikos (S. 194 f. D 1) fragt man sich, warum diese Gräber überhaupt in den Katalog aufgenommen wurden, da sie von vornherein nicht zu der eingangs (S. 1) definierten Gruppe der privaten Grabbezirke gehören. Im Katalogeintrag wird der 2010 bei Nachgrabungen neu entdeckte Tumulus unter dem steinernen Grabbau erwähnt, aber nicht der für die Gefallenen Nr. 1–6 gleichzeitig errichtete benachbarte Lehmziegelbau, der ebenfalls 2010 nachgewiesen wurde.

Katalog II »Zusammengehörige Grabstelen mit unbekanntem Kontext« (S. 227–238) wäre besser »Zusammengehörige Grabdenkmäler mit unbekanntem Kontext« betitelt, da auch Kioniskoi und Marmorgefäße aufgenommen sind.

Katalog III (148 Nummern, S. 238–257) führt jene Grabbezirke auf, die im Laufe der Forschungsgeschichte als solche bezeichnet wurden, die jedoch nach Ansicht des Verfassers nicht die eingangs definierten Kriterien erfüllen und deshalb ausscheiden. Die Gründe dafür sind ganz verschieden: Das Fehlen von Architektur, die Entstehung in hellenistischer Zeit oder der unzulängliche Publikationsstand (S. 257 Z 3) und kryptisch bei Y II »erfüllt nicht die Kriterien für eine Interpretation als Grabbezirk« (S. 256). Andere Monumente waren überhaupt keine Grabbezirke (z. B. S. 239 \*A 19a). Hellenistische Grabbezirke (S. 240 C 1), die von vornherein ausgeschlossen waren, hätten nicht extra aufgelistet werden müssen (Definition S. 1). Bei vielen Einträgen in Katalog III hätte man sich eine Diskussion des Befundes beziehungsweise eine Angabe von Gründen für ein Ausscheiden aus dem Katalog anstelle einer Charakterisierung als »unklarer Befund« gewünscht (B 2, B 3, C 25 – C 28 usw.).

Am Ende des Textteils folgen ein umfangreiches Literaturverzeichnis (S. 259–275) und der Abbildungsnachweis (S. 277–279). Bedauerlicherweise fehlt, wie sehr häufig bei deutschen Publikationen, insbesondere bei gedruckten Dissertationen, ein Stichwortverzeichnis, das die Benutzung entschieden erleichtern könnte. Ausgesprochen hilfreich wären außerdem ein Namensindex und vor allem Konkordanzen zu den bereits erwähnten älteren Katalogen von Brueckner, Garland, Knigge, Bergemann und Marchiandi sowie wenigen weiteren gewesen (s. a. Chr. Clairmont, *Classical Attic Tombstones I–VIII* [Kilchberg 1993], Suppl. [1995]; F. Hildebrandt, *Die attischen Namenstelen* (Berlin 2006), ebenso die *Inscriptiones Graecae*, vgl. die entsprechenden Indices bei Marchiandi, Periboli a. a. O. 641–683).

Der Tafelteil (S. 283–389) ist reich bebildert. Angestrebt war offenbar eine möglichst vollständige Zusammenstellung der Bilddokumentation zu den im Katalog behandelten Grabbezirken und ihrer Denkmäler und zwar in der Reihenfolge des Kataloges, mit Fotos, Plänen und Schnitten. Eine Karte fehlt leider. Das Nebeneinander von hoch- und querformatigen Tafeln ist für den Benutzer unhandlich (z. B. die Tafeln 50 und 51 sowie 82 und 83). Während die Grabbezirke des Kerameikos meist mit mehreren Abbildungen vertreten sind, werden andere überhaupt nicht abgebildet, darunter sieben der fünfzehn neu gefundenen Bezirke: Acharnai, Grabbezirke 1 O7 S. 210, 2 O8 S. 211, 3 O9 S. 211 und 4 O10 S. 211, ferner Markopoulo, Gelände des Olympia-Reitzentrums, Grabbezirke Q 21 S. 213 und Q 23 S. 213 sowie Grabbezirk des Ischyrius von Myrrhinous Q 22 S. 213.

Nach heutigem Standard und den modernen Möglichkeiten wäre es nützlich gewesen, hätte man Pläne und Architekturzeichnungen, besonders diejenigen der Geisonblöcke der Grabfassaden, auf einen einheitlichen Maßstab gebracht und die hier erneut abgedruckten alten Pläne, beispielsweise der Kerameikosgrabung, überarbeitet. Stattdessen sind manchmal Detailzeichnungen sogar ohne jeden Maßstab abgebildet (Abb. 70). Als

Abbildung 27 wird Dieter Ohlys Gesamtplan der Kerameikosgrabung von 1965 abgedruckt, wo noch die – vom Verfasser gar nicht verwendeten – Bruecknerschen Nummern der Grabbezirke in lateinischen Ordnungszahlen verwendet sind. Ein weiterer Plan der Kerameikosnekropole wird als Abbildung 85 auf dem Stand von 1988 abgedruckt, einschließlich der Nummerierung der Denkmäler und Grabbezirke durch Ursula Knigge. Hier wäre dem Benutzer schon geholfen gewesen, wenn systematisch wenigstens die von Breder selbst verwendeten Katalognummern anstelle der alten eingetragen worden wären.

Auf dem als Abbildung 27 (S. 292) abgebildeten Plan der Nekropole im Kerameikos ist – offenbar vom Verfasser selbst – der erste Nebenweg an der Heiligen Straße versehentlich falsch eingezeichnet. In Wahrheit zweigt er von der Heiligen Straße neben dem Antidosisbezirk und nicht wie in der Skizze westlich des Hügels G ab (vgl. dazu S. 314 Abb. 85 oder Stroszeck, Kerameikos a. a. O. 54 Nr. 10 a und 235 Abb. 61.1). Der weiter westlich abzweigende Nebenweg 2 fehlt hier dagegen ganz. Die Beschriftung im Tafelteil folgt keinem konsequenten Schema (Ort, Bezirk und Nummer) und ist oft unvollständig. So müsste es lauten ›Abb. 1 Athen, Kerameikos, Schnitt durch den Lehmziegelbau unter Hügel G westlich des Tritopatreion‹ usw. Fehlende Ortsangaben muss man zum Teil mühsam erblättern, so bei Abbildung 128 ›Marmorlekythos aus Q 19‹; den Ort Pousi Ledi (Merenda) findet man auf Seite 215. Abbildungen des gleichen Grabbezirks werden wiederholt nicht als einheitlicher Block präsentiert, sondern zum Teil über mehrere Seiten hinweg verteilt. Zum Beispiel gehören zum Rundbau am Eridanos im Kerameikos (A 25) die Abbildungen 31, 71 und 195, zum Potamierbezirk ebendort (A 21) die Abbildungen 26 und 38–41, zum Grabbau K im Kerameikos Abb. 1, 4, 6 und 170 und zum Rundbau auf Salamis (Z 8) S. 294 Abb. 30, S. 299 Abb. 44, S. 389 Abb. 275, Schnitt 313 Abb. 83 und Plan 313 Abb. 84. Drei unterschiedliche Zeichnungen der Fassade des Herakleotenbezirks (Abb. 67, 77 und 176), von denen Abbildung 67 definitiv überholt ist, werden unkritisch und kommentarlos abgebildet, jedoch nicht nacheinander und auch nicht zusammen mit der Gesamtaufnahme des Bezirks (Abb. 62), so dass der tatsächliche Bestand leicht nachvollziehbar wäre. Man vermisst Kommentare zu den Rekonstruktionszeichnungen besonders, da der Band schwerpunktmäßig die Architektur und die Ausstattung der attischen Grabbezirke behandelt.

Redaktionelle Schwächen sind in diesem Band abundant. Dazu gehören neben Tippfehlern auch sprachliche Besonderheiten. Grundsätzlich wäre eine Erklärung zur Transkription griechischer Ortsnamen notwendig gewesen, man kann Transkriptionseigenwilligkeiten oft nicht von den häufigen Druckfehlern in diesem Band unterscheiden. Zum Beispiel liest man auf Seite 212 ›Myrrinous‹ in der Überschrift, jedoch Seite 213 bei Q 22 (S. 213) korrekt ›Myrrhinous‹, Seite 223 ›Laoriotiki‹ statt ›Laureotike‹ oder Seite 367 Abbildung 218 ›Neo

Phaliro‹ statt ›Neo Faliro‹. Außerdem muss es heißen ›Syntagma‹, oder ›Syntagma-Platz‹, aber nicht wie der Verfasser schreibt ›Platia Syntagma‹ (z. B. S. 366 bei Abb. 216 und 217). Der Verfasser benutzt (z. B. S. 6, 21 und passim), wie neuerdings eine Reihe von deutschen Forschern, häufig den aus dem Englischen entlehnten Begriff ›Grabmarker‹ im Sinne von ›Grabdenkmal‹ oder ›Kennzeichnung des Grabes‹. Nach Ansicht der Rezensentin ist das eine überflüssige Neuschöpfung, die den deutschen Begriffen nichts voraushat.

Abschließend ist zu sagen, dass die Arbeit von Jan Breder bei allen genannten Schwächen eine neue Diskussionsbasis schafft. Sie lenkt die Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit einer umfassenderen Analyse der Grabbezirke, welche die architektonische Struktur, die Grabdenkmäler und auch die Bestattungen selbst sowie Riten und Opferhandlungen im Grabbezirk berücksichtigt.

Athen

Jutta Stroszeck